Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 13

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Umschau

Bolitisches. Um Neujahrsmorgen pflegen sich die diplomatischen Vertreter der fremden Staaten in Bern zur Beglückwünschung der eidgenössischen Landesregiezung im Bundeshaus einzusinden. Neben ihnen erscheinen die Vertreter der kantonalen und der städtischen Behörden. In der Regel geht das Anwünschen in den üblichen konventionellen Redensarten vor sich, politisches Gewürze fehlt zumeist bei dieser Unterhaltung.

Am heurigen ersten Januar brachte der Ambassadeur Frankreichs etwas Apartes mit ins Palais Fédéral. In früher Mittagsstunde wußte man in der untern Stadt bereits um das Geheimnis. Der Bundespräsident hatte es auf seiner Rund= fahrt zur Erwiderung der Gratulations= besuche zuerst den Regenten von Bern anvertraut - eine historisch begründete Aufmerksamkeit -, zwei Tagespäter las man die Neuigkeit im Moniteur von Chauxde-Fonds und am 4. Januar, in der ersten Sigung der Exekutive, wurde dem Bundesrat von seinem Borsikenden die Staats= visite des Herrn Fallières als heureuse nouvelle notifiziert. Trok einiger überraschung nahm man die Nachricht mit neutralem Stillichweigen entgegen.

Um so lebhafter kommentierte die Presse das bevorstehende Ereignis. Der Neujahrs= gruß von der Seine wirfte elementar auf unsere demokratischen Gemüter. Die mei= ften Blätter gaben fritiklos die Nachricht wieder, der Prasident der französischen Republik werde via Savonen in die Schweiz kommen. Dort begeben sie im September die fünfzigjährige Gedenkfeier des erneuten Anschlusses Savonens an Frankreich. Allmählich dämmerte in den Schweizerköpfen doch eine geschichtliche Erinnerung und das Bedürfnis, den Besuch des zösischen Staatshauptes nicht mit der Erinnerung an den Savoyerhandel verknüpfen zu müssen, wuchs proportional in Helvetiens Gauen. Im Chor tönte es an die Adresse Bundesrates und nach Paris, Herr Fallières werde uns recht willtommen sein, nur möge er den Abstecher zu den Nachkommen der Eidgenossen von 1859 nicht von Savonen aus machen. Im Bundesrat hatte man diese Auffassung von allem Ansfange an.

Die Savonarden mimten ihrerseits eine Eventualempörung. In einer Sitzung des Organisationskomitees für die Gedenkfeier wurden tiefsinnige stungsreden gegen eine Verbindung der Schweizerreise des französischen Präsi= denten mit seinem Erscheinen in Savonen losgelassen. Herr Fallières und der Minister des Auswärtigen sollen von diesen Demonstrationen im Stile des herrn David recht wenig erbaut gewesen sein. . . . Doch die Hauptsache: der Brä= sident der französischen Republik wird seinen Abstecher zu uns von Besançon aus machen.

Ungefähr um die Mitte August wers den wir ihn in der Bundesstadt empfansgen. Irrtum vorbehalten, ist bislang außer dem hochseligen Schah von Persien und dem Beherrscher des Landes der weißen Elefanten kein fremdes Staatsoberhaupt zur Begrüßung des Bundesrates an der Aare erschienen.

Herr Fallieres wird zweifellos recht begeistert empfangen werden. Er selbst wird nicht ermangeln, in der herzlichen Sprache der Kreditive der französischen Botschafter in Bern, seine Gastgeber als "chers amis et alliés de la France" zu begrüßen. Wir werden es ihm nicht verwehren, wir haben historischen Sinn.

Man hat viel über die Initiative zu diesem Staatsbesuch geschrieben. Mißtrauisch veranlagte Geister haben sie einem welschen Mitgliede der Exekutive zuweisen wollen, das letzen Herbst in Paris in Anleihen für die Bundesbaß-

nen machte und dem gallophile Reigun= gen zugeschrieben werden. Diese Mut= maßung reichte bis in hohe politische Sphären hinauf. Indessen: nichts Gewisses weiß man nicht. Darüber aber dürfte jedenfalls tein 3meifel bestehen, daß die Möglichkeit eines Besuches des deutschen Raisers an dem Reiseprojekt des französischen Präsidenten ihren guten Anteil hat. Als unsere Abgeordneten an die lettjährigen öfterreichischen Raifermanöver den Wunsch Wilhelms rap= portierten, einmal unsern Serbstmanövern beiwohnen zu können, da verlangte es unsere Neutralität, daß man bei uns auch die Marseillaise einstudiere.

Einige deutsche Blätter befürchten aus dem Besuch des Herrn Fallières eine Beeinflussung unseres internationalen Kurses. Bei uns denkt man von solchen Höflichkeitsakten ein bischen nüchterner. Wir sind neutral bis in die Knochen und pflegen mit Erfolg den Fremdenverkehr.

K. A.

Burcher Theater. Der Anfang ber Schauspielsaison hatte uns die Romödie "Der König" von Caillavet, de Flers und Arène gebracht: das neue Jahr trug uns ein zweites Werk der zwei erstge= nannten Compagnons ein: Buridans Efel. Sollte man mich fragen, welchem dieser beiden Stude ich den Borgug gebe, ich würde antworten: der Komödie "Die Liebe wacht", gleichfalls von Caillavet und Flers, und in letter Saison höchst beifällig bei uns aufgenommen. Diese scheinbar paradore Antwort würde ziem= lich genau dem Schema von "Buridans Efel" entsprechen, als in welchem Stücke ein geistig mediofrer, aber von Bergen gutmütiger Lebemann sich zwischen zwei Frauen entscheiden soll: der Gattin und der Maitresse seines besten Freundes, aber feine von beiden mählt, sondern eine Dritte, ein kleines, liebes Mädel, das, obwohl recht genau von den vielseitigen Herzensescapaden des herrn Boullains unterrichtet, an deffen natürlich gutem Rern und Chewürdigkeit nicht zweifelt und ihm so klipp und klar sein jungfräu=

liches Herz schenkt, daß der Lebemann die zwei vornehmen Lebedamen links und rechts liegen läßt und den kleinen Wildsfang zu seiner Gattin macht. Quod bonum felix faustum fortunatumque sit!

Der geneigte Leser weiß nun, was es mit dem Esel des Buridan auf sich bat. Bekanntlich soll dieser Esel von Sophis= mas Gnaden zwischen zwei Seubundeln mit Tod abgegangen sein, weil er fich nicht entscheiden konnte, welches er zuerft anbeißen solle, oder zwischen einer Ration Seu und einem Eimer Baffer, weil er, gleichmäßig hungrig und durstig, nicht mit sich ins Reine tam, ob er erst fressen ober erst saufen solle. Bei herrn Boullains ware nun freilich die Sache in praxi gang gewiß weit simpler verlaufen (wie übrigens auch die Frefe und Saufentscheidung bei jedem wirklichen Efel oder sonstigem mit natürlichen Trieben versehenen Geschöpf): er würde für diejenige Frau optiert haben, welche zuerst in seine für solche Zwede behaglich ausgerüstete Garçon= wohnung jum Rendezvous gefommen wäre. übrigens wird diesem modernen Buridanischen Efel vom Inhaber ber beiden begehrenswerten Biffen, dem Gatten, die Wahlfreiheit despotisch beschnitten: er erklärt nämlich Boullains einfach, er fet für zwei Paar Hörner nicht zu haben, daß daher der Freund entweder seiner Frau oder seiner Maitresse die Gunft ichenten musse. Das ist eine an sich nicht ohne pikant freche Luftigkeit. Run fiel aber einem der erfindungsreichen Autoren noch ein weiteres ein: der Gatte weiß im voraus, daß sein lediger Schwerenöter von Freund überhaupt keine von den beiden Frauen wählen, sondern sich einer Dritten zu bleibendem Bündnis zuwenden werde. Ja, er gibt Boullains den Namen seiner 3u= fünftigen gleich schriftlich. So wird aus der Romödie ein Rechenexempel, deffen Lösung wir von vornherein erraten, was denn das Interesse wesentlich abstumpft und das dreiaftige Stud beträchtlich langfädig erscheinen läßt.

Wie gesagt: an L'amour veille, das wirklich ein reizendes Lustspiel ist, reichen "Der König" und "Buridans Esel" nicht heran; denn sie sind beide eben doch nicht viel mehr als Schwänke, und in der übersetzung büßen sie obendrein ihr Bestes, den lebhaften, geschliffenen Dialog bedenktlich ein.

Die drei Sternlein, die hier eingeschoben find, sollen auch für das Auge marfieren, daß im folgenden von etwas die Rede ist, was wirklich zur Kunft gehört. An drei Abenden war Alexander Moiffi vom Deutschen Theater in Berlin unser Gaft. Ostar Bie, der zu gleicher Zeit aus Berlin in Zürich erschienen war, um einen der literarischen Abende des Lesezirkels Hottingen mit einem Vortrag über den Tanz geistreich zu gestalten, er= zählte mir, wie Reinhardt eines Tages diesen Schauspieler mit dem italienischen Namen in Berlin entdedt hat; auf einer Borftadtbuhne hatte er ihn gesehen, und nun ichien er ihm für den Philipp im "Grafen von Charolais" ber rechte Mann au sein. Richard Beer = Hofmann, der Charolais-Dichter, mußte mit, um sich diesen Moissi anzusehen. Er stimmte Reinhardt bei. Moissi freierte den Richard. und beute ift er einer ber beachtetsten, besprocensten, auch umstrittensten Rünst= ler des Deutschen Theaters. Gastiert hat er noch nicht viel. Im letten Sommer lernten ihn die Münchner und die zahl= reichen Besucher dieser Kunststadt in dem so rasch den Münchner Sänden entglitte= nen, von Reinhardt gemieteten fostlichen Künstlertheater im Ausstellungsparkkennen. Daß die Zürcher Direktion sich den Schauspieler für ein dreimaliges Gastspiel ver= schrieb, war mit einem gewissen Risiko verbunden: der Ruf der Celebrität ging Moissi noch nicht voraus. Rach der fünst= lerischen Seite hin hat sich das Risiko in einen vollen unbestrittenen Erfolg verwandelt. Wenn ein nächstes Mal Moissi wieder kommt, wird auch das finanzielle Ergebnis sicherlich mit dem fünstlerischen Schritt halten. Rascher hat sich selten ein Schauspieler in die Sympathien der Theaterfreunde hineingespielt als dieser Moissi.

Den Hamlet, den Franz Moor, den Maler in Shaws Arzt am Scheideweg spielte er.

Ein ichlanter, durchgebildet elastischer Körper, von mittlerer Größe, ein Kopf mit reichem dunkelbraunem Saar und mundervollen brennenden Augen, mimische Ausdrucksvermögen prächtig entwidelt, ein Mund, der ichweigend alles fommentiert, alles verrät, jedem Wort sich anschmiegt, wie der Liebende der Geliebten, und Sände, welche die Melodien und die Schreie und die Emporungen und die Note der Seele mit erstaunlicher Beredsamkeit und Feinfühligkeit aktompag= nieren. Dazu eine Sprache, in ftrengfter Schulung flar und behend gemacht, das fügsame Organ jedes Affekts, dem Ohre flanglich wohltuend nicht selten von berudender Schönheit. Das Wichtigste aber: ein geniales Temperament lebt in Moissi; er ist ein schöpferischer Schauspieler.

Alle drei Abende erwiesen das. Sein Samlet lebt von eigenen Rechten, er ift nicht zusammengeborgt zu flug eklekti= zistischem Mosaik. Man vergißt ihn nicht mehr: diesen feinen, fast knabenhaften Jüngling, den Letten seines Stammes, einen müde gewordenen Intellektuellen, der nun mit einem Schlag lauter weittragende, verantwortungsvolle, an energiiches, rücksichtsloses Vorgeben (gegen Claudius), wie an rücksichtsvolle Vietät (gegenüber der Mutter) gleichzeitig appellierende Aufgaben bewältigen foll, mährend in ihm die Erkenntnis all dieser Berruchtheit und Gemeinheit, all dieser Sinterhältigkeiten und Seuchelei nur unfagbaren Etel auslöst, ihm Berz und hirn vergiftet, lange bevor die vergiftete Klinge ihm in den Leib fährt. Man möchte fagen: dieser Schauspieler macht den Dänenprinzen physiologisch, nicht nur psychologisch verständlich. Die Figur dieses überfein organisierten, der harten Wirtlichkeit so menig gewachsenen, im Grunde zum herrscherberuf auch unter normalen Berhältnissen herzlich schlecht sich eignenden Kronprinzen wedt den Eindruck unendlichen Mitleidens. Diefer arme geiftreichste Mensch wird recht eigentlich aus dem Leben hinausgestoßen, weil er es nicht hart zu meistern, nur überlegen ge= scheidt zu kommentieren versteht; weil er nie die einfachen, geraden Linien sieht, stets nur das komplizierte Gewebe von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten; weil er immer fragt: was dann? nie forsch und gegenwartsfreudig sagt: ich hab's ge= wagt! Ein rührendes, tragisches Geschick, das uns Moissi miterleben, miterleiden läßt. Am Schluß nehmen — es ist ein Reinhardtscher Regiefund - vier mächtig gewachsene Kriegsmannen die Leiche Samlets auf und tragen sie auf emporgestred= ten Armen hinaus: wie den Leib eines Anaben. Was Moissi spielt, ist im Grunde auch das Leiden eines Königsknaben. Nicht der gange Samlet ist das, aber doch wohl der rein menschlich am meisten uns angehende.

Der boje gräfliche Bube, der Frang Moor, dem Neid und Miggunst am Herzen fressen; der sich als Zweitgeborner um seinen Teil an der Luft der Welt geprellt fieht; der dann, mit teuflischen Mitteln herr geworden, zum schlimmsten Despoten sich entwidelt, ohne doch über die Feigheit des schlechten Gewissens Meister zu werden, die ihn schließlich, einen elenden Anecht schlotternder Angst, in den Selbstmord jagt: er steht in Moissis Darstellung mit einer erstaunlichen Schärfe und faszinierenden Lebendigkeit por uns. Den fünften Att, den Traum und die Szene mit Moser bis zum Ber= zweiflungstod wird ihm heute kaum einer nachspielen. Die vollkommenste Beherr= loung alles Technischen steht hier im Dienst einer schlechterdings genialen Seelen= malerei. In Haltung und Ton scheidet Moissi klar den Franz, der sich empor= gaunert zur Grafenwürde, von dem zur Herrschaft gelangten; schon äußerlich martiert die Buderperude die neue Burde, und gerade das Emporschnellen des Herr= iderbewußtseins, das sich doch auf allen Seiten von Gefahren umwittert weiß, wirkt bei Moissi wie eine grelle Flamme, welche den Abgrund um Franz herum doppelt unheimlich erhellt. Eine groß= artige Leistung.

Schlieflich der Maler Dubedat. in Shams "Argt am Scheibemeg". Der Raum reicht heute nicht, um von dem Stud selbst zu sprechen. Die Wiederholung der Komödie wird dazu Gelegenheit bieten. Rur so viel sei gesagt: Moisi hat hier einen im Charafter höchst brüchigen und fatalen, aber als Künstler sehr begabten Maler zu zeichnen, der lungen= schwindsüchtig einer verfehlten Kur rascher als sein Zustand es erwarten ließ zum Opfer fällt. Eins hat er uns in diesem Dubedat zu zeigen: einen alle Welt bezaubernden, sonnige Liebenswürdigkeit ausstrahlenden Menschen, der auch bem Tod seine Schreden weglächelt und bis ans Ende ein feiner Genießer des Daseins und seiner selbst bleibt; einen Sieger über die Moralischen; einen Lebens= fünstler, der weiß, daß die Nachwelt mehr nach dem frägt, was einer geleistet hat, als was er gewesen ift. Einen Zweiseeligen, so gut wie Fauft, mit allen Organen für den Sinnengenuß und dabei der Fähigfeit, doch immer zu den höchsten Söhen der Kunft in reiner Berehrung und Sehn= sucht emporzusteigen, auf ihnen all des Gemeinen und Niedrigen des Allzuirdischen zu vergessen und in ihrer hellen Atmosphäre selbst Bleibendes zu schaffen.

Mit einer strahlenden Sieghaftigkeit steht dieser ethische Lump und souverane Künstler in Moissis Spiel vor uns. Wie ein König thront er auf seinem Krankenstuhl, um ihn die Arzte, als Moralpächter, wie arme Untertanen, neben ihm die schöne Frau, für die er das Höchste ist und die ihm selbst nicht viel mehr als ein wundervolles Ornament seines Daseins bedeutet: und an ihrer Brust verhaucht er sein Leben, und sein lettes Glud ift noch, daß er weiß: die Öffentlichkeit wird ihn nicht vergessen. Ein Sterben in Schönheit, als ob die Muse ihn in den Schlaf Und eine Ahnung geht gefüßt hätte. durch den Buschauer, den Sorer dieser letten wie verklärten Worte, eine Ahnung von dem Pringipat der Schönheit, der Runst. Oder wer denkt vor Raffaels oder Giorgiones Werken an ihr lustgefülltes Leben? Wer beim Lesen unsäglich schöner Lieder Heines oder Verlaines an die Fleden, die ihr Irdisches verdunkeln?

Das Ende Dubedats, von Alexander Moissi gespielt, ist etwas Weihevolles, Hohes, für das man ergriffen dankt. H. T.

- Oper. Das bemerkenswerteste Ereignis der letten Wochen war das Abichiedsgastspiel von Frau Welti=Ser= jog. Sie trat in vier Glanzrollen auf: als Rosine im "Barbier", als Katharina in der "Widerspänstigen", als Konstanze in der "Entführung" und als Regiments= tochter. Der "Berner Rundschau" find bereits aus andern Schweizerstädten Berichte über die lette Gastspieltournée der Rünstlerin zugegangen, so daß der Referent sich turz fassen kann. Es ist mahr, die Stimme hat ihren frühern sinnlichen Reiz verloren, und wo die Situation Jugendfrische verlangt, kann die Künst= lerin nicht mehr allen Ansprüchen genügen. Aber ihre Gesangskunst ist noch in= takt und ihr Bühnenblut wallt noch so lebendig wie jemals. Wann werden wir wieder eine Konstanze sehen, die die große Konzertarie im zweiten Afte der "Ent= führung" mit so viel dramatischem Leben erfüllen kann wie Frau Welti? Wann eine Widerspänstige, die so glaubhaft männlich auftreten fann, wann eine Regimentstochter, die so spontane Begeiste= rung zu weden vermag? Gelbst wenn ber Nachwuchs der Sängerinnen, die so zu singen verstehen wie Frau Welti, nicht jo erschredend gering mare, murden wir nicht zu hoffen wagen, daß mit deren Gesangskunst dann gleich auch die schauspielerische Begabung unserer gefeierten Landsmännin vereinigt wäre. So ließ man es sich benn schon gefallen, daß nicht alles mehr so klang wie früher; so lange die Konkurrenz der Jugend nicht gefähr= licher ist, haben wir keinen Grund, das gute alte nicht in Ehren zu halten.

Im übrigen wäre nur zu erwähnen, daß der "Walzertraum" auch in dieser Saison wieder eine glänzende Aufnahme gefunden hat. Die Operettensliteratur hat seither nichts hervorgebracht, das diese mit Konzessionen an niedere Instinkte gewürzte Glorifizierung des Wiener Gemüts eigentlich hätte aus dem Felde schlagen können. Trot allen Anstrengungen Falls nicht.

Berner Stadttheater. Schauspiel. über unsere Kraft. II. Teil. Bon Björnson. über unsere Kraft ist Björnsons größtes Werk. Mehr als alle andern enthält es die Ideen seiner Weltanschauung. Aber dieses Drama ist unendlich groß. Es umspannt das "Grenzenlose" und enthält so Dimensionen, die über die Kräfte des Schauspielers und Regisseurs gehen.

Beide Teile dieses Werkes sind in sich abgeschlossene Dramen und beide zusams men sind wiederum ein einheitliches Kunstwerk. Björnson schildert die moderne Zeit in ihrem gehaltvollen Getriebe. Er gibt die Elemente wieder, aus deren Wechselwirfung die Probleme unserer Zeit entstehen. Zuerst eine Milieuschilderung, aus der sich die Sandlung folge= richtig und zwingend herausschält. In der "Sölle", im Elendquartier einer großen Fabrifstadt, sehnen sich die dumpfbrütenden, fluchenden Menschen und die roman= tischen Träumer und Idealisten nach dem Leben auf der Sonnenwiese. Aber die Herren, welche die materielle Macht, Geld. Kirche und Staat auf ihrer Seite haben, haben diese Sonnenwiese gepachtet. Die Berzweiflung des Elends prallt auf harte Zurüdweisung. Das gibt eine unheil= schwangere, schwüle Atmosphäre voller Spannung. Und sie wächst und wird größer und alles treibt aus dem unmög= lichen Dilemma irgend einem Ausgang entgegen. Aber er findet sich nicht. Die Spannung mächst aber immer noch und schlieflich explodiert das Ganze. Eben hatte man noch disputiert. Gleichberech= tigung wurde hier mit herrenmoral abgewogen, und bei jeder Rechnung trug die herrenmoral den Sieg davon. Aber wie nun die Verzweiflung plöglich alles untereinander wirft, bleibt der gelähmte Holger als Einzigüberlebender, die Bas jonette der Soldaten und die um Gnade Nehenden Arbeiter das eigentümliche Fazit der Rechnungsrevision.

Aber Björnsons Drama schildert nicht nur diesen Kampf. Er schildert die Menschen in ihrem Verhältnis zu dem furchtbaren Unheimlichen, das sie alle bedrückt, das "Grenzenlose", wie er es nennt.

Die Phantasie lockt den Menschen über die Grenzen seiner Herrschaft hinaus. Die Menschen leiden unter der Unmenschlichteit des Wunders und der Theorien. Im Berlangen nach dem übermenschlichen verlassen sie den festen Boden. Im Stud hat Rahel den natürlichen Sinn, begabt mit der gesunden Skeptik gegen die phantastisch romantischen Produkte des Glaubens und der Theorien. Bei dem fatakrophalen Zusammenbruch all dieser Kartenhäuser behielt sie allein den Berftand. "Wenn erft die Menschen sich nur an das halten wollten, was auf der Erde ift!" Und an Rahel heran macht sich die Jugend, der die Bukunft gehört. Mit Credo und Spero flingt das Stud in propheti= icher Symbolit aus.

Das Drama sett die altgriechische Tradition fort. Es nimmt Stellung zu den übermenschlichen Krästen, d. h. zu dem, was über unsere Krast ist. Es erfüllt die größte Aufgabe der Kunst, es ist Kunstreligion.

Unter Kauers Regie wagte sich auch unser Theater an das Stück. Der Versuch gelang über Erwarten gut. Auch das, was nach den persönlichen und materiellen Verhältnissen unserer Bühne unmöglich ichien, wurde wenigstens einigermaßen herausgebracht. Man konnte daher auch fleine Ungeschicklichkeiten, wie der son= nige hintergrund im lichtlosen Milieu der Hölle und die Anordnung der Kühle im dritten Att, billig in Rauf nehmen, angesichts der Fülle von guten Leistungen ber Regie und einzelner Schauspieler. Ich hebe vor allem Kurt Paulus als Elias hervor. Aber auch der Holger von Franz Wiesner, Brea und Sverd von Götze, Bratt von Kauer und nicht zum wenigsten die Rahel der Fräulein Langer waren ausgezeichnete Leistungen. Der Regie gelang besonders gut die Massenszene im ersten Att und die Szene der Arbeiter bei Holger.

W. Sch.

— Oper. Figaros Hochzeit. Bon Eine recht erfreuliche Auf-Mozart. führung. Unser Theater besitt in der Tat einige Künstler, die gegen den Mozartstil sich wenig verfehlen. Ein gutes Zeichen. In erster Linie gehört zu diesen Rünftlern Barth, der den Grafen gefanglich wie darstellerisch in gang prächtiger Weise zu geben verstand. Hieber führte den Figaro wenigstens gesanglich gut durch. Bon den Damen feien Fraulein Bufchbed als — in Spiel und Gefang vortreffliche - Susanne und Fraulein Binte als liebenswürdiger Page hervorgehoben. Ganz ichlimm war es hingegen mit der Interpretation der Gräfin durch Fräulein Wilichauer bestellt, die mit der Stillofigfeit ihrer Darstellung und ihres Gesanges start störte. Die Regie hätte sich jedoch von vornherein fagen muffen, daß Fraulein Wilschauer, die eine ausgesprochene Wagnersängerin ift, in dieser Partie versagen werde. Sehr zu rühmen ift hingegen die Leistung des Orchesters, das unter Collins Leitung fehr viel Feinheit zeigte.

G. Z.

Berner Mufitleben. Rongert des Liederfrang=Frohsinn. Als größe= res Männerchorwert mit Orchefter brachte der Verein Bruchs "Leonidas" jur Aufführung. Ein dankbares, wirkungsvolles Werk, ohne große Tiefe, ohne allzureichen musitalischen Gehalt, aber doch von fünft= lerischem Werte. Die Wiedergabe mar unter Direktor Söchles Leitung - von einer Entgleisung im Schlußchore abge= sehen - sehr zufriedenstellend. Der Chor entfaltete wuchtige Kraft im Forte, wie das Piano weichen Klang besaß. Die Aussprache freilich ließ manches zu wün= schen übrig; namentlich wurde gegen das Fallenlassen der Endsilben vielfach verstoßen. Das zweite Werk mit Orchester war R. Wiesners "Bergfahrt". Die langatmige, an musikalischen Gedanken be=

denklich arme Komposition trägt jenen tppischen Liedertafelstil, der bei modernen Komponisten — Gott sei Dank — aufs nachdrudlichfte verpont ift. Go bedeutungslos die Berse sind, so bedeutungs= los ist ihre Vertonung. Das Werk fand durch den Liederkranz eine gut ftudierte, namentlich in klanglicher Sinsicht, treffliche Aufführung. Die sechs a capella Chore, die noch auf dem Programm standen, bereiteten durchweg vollen Genuß. Besonders sei auf B. Andreaes "Pfpffer= fahrt" hingewiesen, einen ganz pracht= pollen Chor, der die Meinrad Lienertsche Poesie in kongenialer Weise in Musik fleibet. Der rhythmisch wie harmonisch durchaus nicht leichte, aber in hinreißen= der Steigerung sich aufbauende Chor fand eine ausgezeichnete Wiedergabe. Barth, der Seldenbariton unseres Stadttheaters, der das Solo in "Leonidas" und die Ballade "Jung Dieterich" von Benichel fang, vermag auf der Bühne größere Wirfung als im Konzertsaal auszulösen; sein Vortrag litt unter einer gemissen Mattigfeit der Charafteristif.

H. B.

Abonnementstonzert. — IV. Der allen Geschmadsrichtungen entsprechende Abend bot den Modernen eine Tondichtung für Bioline und Orchester von Jacques-Dalcroze als Novität. Schon der eigenartige Titel "Poème" läßt darauf schließen, daß wir kein gewöhnliches Violinkonzert, sondern eine in gewissem Sinne doch programmatisch gedachte Komposition zu erwarten haben, bei der die Violine ungefähr die Rolle der Berliozichen Sa= rold-Viola spielen mochte. Berlioz führt seinen Selden zu den Räubern, Dalcroze auf Tristanartigen Klängen in den Sim= mel. Beide beginnen jedoch in der glei= den melancholischen Stimmung zu einer durch Tam-Tamschläge ganz düster gehal= tene Streicheraktorde leiten die klagenden Interjektionen der Geige ein, die dann in fast dramatischer Steigerung zu einer Melodieschraube ohne Ende führt, deren Länge in keinem Verhältnisse zum Inhalt steht. Interessant ist die mit Puccinischer

Leidenschaft geführte Stelle, wo die Melodie des Soloinstrumentes in der unteren Oftave begleitet wird. Auch im zweiten Sate fägen die tiefen Streichinstrumente mit ihrem ritmo ostinato ein Motiv her= aus, deffen hartnädige Störrigkeit stärker ist als seine Originalität. Dann folgt als Gegensat ein äußerst einschmeichelndes Tonsymbol, das aber doch zu wenig eigene Physiognomie besitt, um daraus einen so endlosen Faden spinnen zu können. Die Instrumentation ist farbenprächtig und die einzelnen Effekte überstürzen sich förm= lich. Mit besonderer Borliebe scheint der Autor die Contrabässe zu behandeln. Alles in allem: zu viel Farbe und zu wenig Form und Zeichnung. Herr Professor F. Berber aus Genf führte die nicht immer dankbar konzipierte Solovioline meister= haft durch; für das reichliche bis ins über= maß gesteigerte Melos war seine klang= volle Kantilene ein guter Steuermann, und anderseits verhalf sein fest einsetzen= der, fräftiger Bogen den energischen Akzenten zu markantem Ausdruck. Ihm und dem ausgezeichnet gespielten Orchesterpart durfte wohl ein erkledlicher Teil des Beifalls gelten, den die immerhin warm= blütige Komposition erzielte. Als Solo= stücke wählte der Solist fünf ungarische Tänze von Brahms-Joachim, die in den Gesangsstellen tief empfunden, doch in den bewegten Teilen etwas überhaftet waren. Berr Brun hat in der Interpretation der Symphonien von Schubert (H-Moll) und Beethoven (F-Dur Nr. 8) wiederum gezeigt, welche ausgesprochene Begabung er für den Stil besitt. Tiefe Stimmungs= traft entströmte dem flassischen Pathos des Schubertschen Meistertorsos. Den Er= positionsteil bedecte er fast gang mit einem magischen Schleier, um dann die dramatisch dröhnende Durchführung um so heller aufleuchten zu lassen. Konnte Beethoven vor der Neunten, die vielleicht nach dem jüngsten Funde des Jenaer Professor Stein einmal die Zehnte heißen muß, noch so ausgelassen luftig sein? Da verjagt doch ein Scherz ben andern und für ein richtiges Adagio findet er nun gar keine Zeit mehr. Das Finale könnte

recht wohl in oder vor einem musikalischen Lustspiele Platz finden. Vielleicht interessiert die Tatsache, daß dessen viertaktige Einleitungsperiode von Mozart vorgeahnt wurde (Klaviersonate Nr. 17, 2. Satz B-Dur Thema). Die Aufführung brachte den Humor des Werkes trefslich zur Geltung; vielleicht hätten die köstlichen Mittelssäte durch eine intimere Onnamik noch gewonnen.

Ronzert von Marie und Anna Hegner. Julius Weismanns Sonate F-Dur, op. 28, für Klavier und Bioline, die der Komponist mit Fräulein Anna Segner in mustergültiger Weise vortrug, eröffnete den interessanten Abend. Das Werk machte in seiner natürlichen, gesun= den Fassung einen durchaus gediegenen Eindrud, und überraschte namentlich durch ein nicht ungewöhnliches modulatorisches Geschick, das sich schon in der harmoni= schen Gestaltung der Themen fund gibt. Wie pikant und ungezwungen sind z. B. die akfordlichen Ausweichungen in dem scherzhaften Hauptgedanken des zweiten Satzes. Weniger lobenswert dagegen ist die Manie, allzuoft in ein larmonantes Moll einzumünden und zu viele unnötige Haltepunkte anzubringen. Der langsame dritte Sat hat mehr rhapsodischen Charafter und frappiert durch die der Kanti= lene folgende humorvolle Antithese. — Mehr von flotter Technik als tiefer musi= falischer Eingebung getragen fließt Tschai= kowskys Biolinkonzert D-Dur, op. 35, da= hin, dessen blendende instrumentale Außer= lichkeiten sich nicht so recht der sonstigen Intimität des Konzertes anpassen wollten. Fräulein Anna Seaner zeigte sich hier als eine ernste Rünstlerin, die auch bei den technisch schwierigsten Stellen den musikalischen Zusammenhang nie aus den Augen verliert. Ihr voller, edel beseelter Ton verhalf auch den kleineren Biecen von Sgambatti zu vollendetem Ausdruck. Als Hauptnummer hatte ihre Schwester Marie Chapuis Fantasie F-Moll, op. 35, gewählt. Ihre ganze Art des fein diffe= renzierten Anschlags hat mich an Cl. Kleeberg erinnert. Wie dieser, ist auch

ihr die seltene Aunst verliehen, durch warme Melodik und eine bis ins kleinste Detail dynamisch abgestufte Begleitung klanglich zu berauschen. Diese Gabe machte namentslich aus dem Lisztschen Notturno Nr. 3 eine pièce de résistance. Rubinsteins reiszende Valse caprice war recht necksich ans gefaßt und hätte vielleicht nur in dem polyphon geführten Mittelteile etwas mehr Ruhe vertragen können.

Im Runftmufeum in Bern hat U. B. 3ürcher von Gadmen eine Rollektion Landschaftsbilder ausgestellt. Ein unablässiges Ringen um die Beberr= schung der Farbenwerte ift die Signatur dieser ungefähr hundert Bilder. In ber Sauptsache sucht Zürcher seine Wirkung dadurch zu erzielen, daß er in stille Lokal= farben scharfe Kontraste hineinbringt. Ein Beispiel. Im Vordergrund ein kleines Stud einer Fluh, hinter der der Berg steil absinken muß; die Fluh gewährt Aussicht in die mit Dämmer überzogene Bergwelt. Auf der Fluh stehen die Blüten= föpfe zweier Anemonen. Das grelle Gelb der beiden an sich unscheinbaren Blumen tritt ungemein scharf aus dem dämmerigen Hintergrund. Das Bild zählt nicht zu den bedeutenden der Ausstellung, aber es ist außerordentlich charakteristisch. In einem Drittel der ausgestellten Bilder läft sich die gleiche Tendenz nachweisen, in einem weitern Drittel empfindet man sie als vorhanden. Seltener sind die Bilder, in benen die Gesamtwirfung des Gemäldes in einfachen Farbenzusammenklängen gesucht wird, und hier hat man dann oft das Gefühl, daß der Ausdruck des Stofflichen gelitten habe. Sehr angenehm aber berührt dieses Streben und Rämpfen um die Meisterschaft, und das in Komposition und Zeichnung entzüdende Bild Serbst in Gadmen ist ein durchaus erfreulicher Er= folg auf diesem Weg aufwärts. In ben verschiedenen ausgestellten Porträts ist nach meinem Empfinden das Koloristische das weniger Befriedigende. So sind die Umrisse im Aleid der sitzenden Kinder zu hart, das Halstuch, das das Gadmen= mädchen trägt, ist tein Tuch mehr und fo fort. Einzig die Dame in Lila (wenn ich mich recht an die Farbe erinnere) befriedigt in koloristischer Beziehung vollständig. Dem Aquarellbilde aus Italien fehlt nach meinem Empfinden Sonne und toscanische Luft. Erwähnung verdienen auch die fünstlerischen kolorierten Rahmen, durch welche hin und wieder der Stimmungsgehalt seiner Bilder außerordentlich erstarft wird.

I. B



Thomas Mann: Buddenbrooks Jubiläumsausgabe. Königliche Hoheit, Roman. Beides bei S. Fischer, Berlin.

Gleichzeitig mit der fünfzigsten Auflage der herrlichen "Buddenbrooks", die der Verlag sehr vornehm und geschmack= voll ausgestattet hat, erscheint nach einer Pause von sieben Jahren Manns neuer Roman: "Königliche Hoheit". Wenn man ihn andächtig liest, hat man für einige Monate das Gefühl, daß wir außer seinem Dichter keinen Epiker besitzen. Man weiß nicht, ob man bei Thomas Mann den Realismus der Schilderung, die Zeichnung der handelnden Personen oder den Stil der Sprache am meisten bewundern soll. Jedes seiner Werke ist in sich vollendet, jedes Wort steht, wo es stehen muß, jede Sandlung geschieht, wann, wo und wie fie geschehen muß. Wir haben keinen zweiten Dichter in Deutschland, der so wie Mann seine Werke reifen läßt, bei dem sich zulett Können und Wollen so vollständig decken. Der Schöpfer der "Buddenbrooks" erzählt in seinem neuen Roman die Geschichte eines Prinzen aus großherzoglichem Sause, eines Menschen. der populär sein möchte und doch infolge seiner ganzen Veranlagung immer ein Einsamer bleiben muß. Wie ein Märchen liest sich die Geschichte dieses Prinzen und seiner Geliebten, der Milliardärstochter aus dem Wunderlande Amerika, in deren Adern indianisches Blut rollt. Vor uns breitet sich das Bild des kleinen Groß= herzogtums aus mit all seinen Festen und Wünschen und Sorgen, wir bliden in seine leeren Staatskassen, nehmen teil an den Beratungen des Ministeriums. und sind Buschauer der Soffeste, Bürgerbälle und Schützenumzüge. Und bann plöglich verschwindet die bis in die lette Einzelheit geschilderte Wirklichkeit, und der Dichter erzählt uns von der weissagenden Zigeunerin, deren Spruch durch die König= liche Soheit Klaus Seinrich erfüllt wird, von dem Rosenstrauch, deffen Blüten nach Moschus duften, aber einst ihren reinen Geruch wiedererhalten werden. Man er= fennt leicht die Symbolif dieser Bilder. Die unvergefliche Charafteristik seiner Menschen erreicht Thomas Mann nicht nur durch die streng realistische Schil= derung, sondern ebenso durch seinen Stil. Jeder seiner Versonen gibt er ein bezeich= nendes Beiwort, und dieses wird stets wiederholt, wenn sein Träger auftritt. So schiebt der franke, stolze Großherzog Albrecht stets die Unterlippe über die Oberlippe und streckt bei ber Begrüßung die Hand dicht an der Brust aus, ohne auch nur den Unterarm vom Körper zu lösen. Imma Spoelmann, die Milliar= därin mit dem Tropfen Indianerblut, trägt auf ihrem "Röpfchen" blauschwarzes, seitlich gescheiteltes und schlicht geknotetes Haar, das eine Neigung zeigt, ihr in glatten Strähnen in Stirn und Schläfen zu fallen. Ihre Augen führen eine ernste, fließende, aber nicht allgemein verständ= liche Sprache. So wird Klaus Heinrichs Lehrer Doktor überstein durch den immer wiederkehrenden Attributivsat: "der sich den Wind hatte um die Nase weben lassen" charafterisiert. — Man könnte viele Sei= ten, man könnte ein eigenes Buch über dieses Werk von Thomas Mann schreiben.